



Moralisch geschäften

Ist es sinnvoller, Menschen für einen Hungerlohn in so genannten Sweatshops zu beschäftigen, anstatt ihnen gar keine Arbeit zu geben? Ist die Einführung einer Frauenquote im oberen Management von Unternehmen eine ethische Notwendigkeit? Soll aus Überzeugung moralisch und ethisch korrekt gehandelt werden oder nur aus Reputationsgründen?

Solchen schwierigen Fragen stellt sich das Buch «Leadership und Verantwortung – Grundlagen ethischer Unternehmensführung» des UZH-Ethikprofessors Markus Huppenbauer. Es vermittelt Führungspersonen aus der Wirtschaft die nötigen Kompetenzen und pragmatische Lösungsansätze, um sich erfolgreich im Spannungsfeld zwischen ökonomischen Zielen und moralischen Wertvorstellungen zu bewegen.

Das Buch sorgt für ein grundsätzliches Verständnis von Moral und Ethik und erklärt, wie ethische Konzepte konkret auf die Geschäftstätigkeit angewendet werden können. Dazu bietet Huppenbauer eine Vielzahl von verschiedenen Fall- und Praxisbeispielen aus der Wirtschaft, die zur kritischen Selbstreflexion anregen und neue Perspektiven eröffnen.

Huppenbauer plädiert generell dafür, dass sich Unternehmen selbst zu verantwortungsvollem Handeln verpflichten und nicht auf staatliche Regulierungen warten sollen. Chefs und Mitarbeitende sollten die unternehmenseigenen Normen und Wertvorstellungen zudem internalisieren. «Ethik wird gelebt», schreibt er.

Das Buch zeigt eindrücklich und gut lesbar die vielfältigen Herausforderungen und Gedanken der modernen und ethisch verantwortungsvollen Unternehmensführung auf. Markus Huppenbauers Werk richtet sich zwar an Managerinnen und Manager, ist aber auch für alle anderen interessant, die etwas über ethisches Geschäft und gelebte Wirtschaftsethik im 21. Jahrhundert erfahren möchten. *Fabio Schönholzer*

Markus Huppenbauer: **Leadership und Verantwortung.** Grundlagen ethischer Unternehmensführung; Versus Verlag, Zürich 2017, 267 Seiten

Citizen Science um 1900

Die Erkundung der lokalen Fauna und Flora war um 1900 ausserordentlich beliebt, bei Hochschulbiologen genauso wie bei der breiteren Bevölkerung – genauer: bei gebildeten, männlichen Bürgern. Diese Hobbyforscher hat der Kulturwissenschaftler Tobias Scheidegger in seiner Dissertation untersucht. Mit kulturanthropologisch geschultem Blick beschreibt Scheidegger anhand einer Reihe von Fallbeispielen, wer sie waren, was sie umtrieb und wie und wo sie wirkten. Das Buch ist umfangreich und mit Theorie vollgepackt – Scheidegger gehört unverkennbar in den Kreis der Zürcher Wissenschaftshistoriker um Philipp Sarasin – doch es liest sich streckenweise auch sehr vergnüglich.

Die weitaus beliebteste Tätigkeit für Hobbybiologen um 1900 war das Inventarisieren der «heimatlichen» Flora und Fauna: Mit patriotischem Eifer trug man zusammen, was lokal an Pflanzen und Tieren vorhanden war. Manche widmeten sich auch der Taxonomie. Sie sammelten von einzelnen Arten besonders viele Exemplare und wurden dabei zu gefragten Experten auf ihrem Spezialgebiet. Am beliebtesten war das Sammeln von Pflanzen und Insekten, wohl nicht zuletzt, weil das Töten und Haltbarmachen einfacher war. Die nach genauen Regeln ausgeführte sorgfältige Anordnung des Gefundenen in teilweise beeindruckend grossen Sammlungen war der Stolz jedes Amateurforschers.

Vor allem in den Kantonen ohne Universität bildeten sich eigenständige, ausseruniversitäre Forschernetzwerke, zusammengeschlossen in Vereinen, denen meist der Naturkundeführer des lokalen Gymnasiums vorstand. Zusammenarbeit mit den Hochschulen kam durchaus vor. Die meisten Hobbybotaniker und Insektenforscher verstanden sich als blosser Materialsammler zuhanden der Wissenschaft. So kamen sie den Hochschulforschern kaum in die Quere mit eigenständigen Theoriebildungen und wurden als freie Mitarbeiter durchaus geschätzt. *Tanja Wirz*

Tobias Scheidegger: **Petite Science.** Ausseruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900; Wallstein Verlag, Göttingen 2017, 707 Seiten

Erkämpfte Demokratie

Die direkte Demokratie mit ihren Volksrechten, die alle Bürgerinnen und Bürger einschliesst, musste hart erkämpft werden. Ausgehend von dieser Feststellung zeichnet Rolf Graber in seinem Buch «Demokratie und Revolten. Die Entstehung der direkten Demokratie in der Schweiz» nach, wie die demokratischen Rechte schrittweise errungen werden mussten. Graber untermauert seine Argumentation mit Beispielen, die bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückreichen und mit der «Jugendrevolte» in Zürich 1762 ihren Anfang nehmen.

Wie Graber eindrücklich zeigt, mussten die demokratischen Mitbestimmungsrechte stets einer widerwilligen Obrigkeit abgetrotzt werden, sei das innerhalb der Städte, wo das gemeine Volk mit den Eliten um Mitbestimmung rang, sei das die Landschaft, die von Städten unterdrückt wurde, oder die gemeinen Herrschaften, deren männliche Einwohner erst durch den Sturz des Ancien Régime und Napoleons politische Neuordnung der Schweiz zu gleichberechtigten Bürgern wurden. Anstösse dazu kamen oft von aussen, etwa in Form des Naturrechts.

Diese «Gleichberechtigung» der Bürger war jedoch stets eine partielle, ausgeschlossen waren lange Zeit beispielsweise Arme und Vaganten und die Juden. Und die Frauen mussten bekanntlich bis 1971 auf ihre politischen Rechte warten.

Dieses Ausgeschlossenensein von der politischen Mitbestimmung, oft verbunden mit sozialer Ausgrenzung, und der Widerstand dagegen sind für Graber der eigentliche Antrieb für die Weiterentwicklung der demokratischen Rechte. Er liest die Entwicklung der direkten Demokratie deshalb als eine «Geschichte von Inklusion und Exklusion». Diese ist noch lange nicht abgeschlossen, etwa wenn man an die Migrantinnen und Migranten denkt, denen die politische Mitbestimmung verwehrt oder zumindest sehr schwer gemacht wird. Grabers Fazit: «Als Kampf um Anerkennung ist das Projekt direkte Demokratie immer ein unvollendetes.» *Thomas Gull*

Rolf Graber: **Demokratie und Revolten.** Die Entstehung der direkten Demokratie in der Schweiz; Chronos Verlag, Zürich 2017, 232 Seiten